

Ein seinsgeschichtlicher Deutungsversuch der Atompolitik Japans und Deutschlands

Die atomare Katastrophe ereignet sich in Japan – Deutschland reagiert.

Was ist da geschehen? Wie ist das zu verstehen?

1. Reaktionen auf Fukushima. – Natürlich ist dieser Unterschied nicht so radikal, wie dieser Satz ihn ausdrückt. Auch Japan reagiert. Aber Japan reagiert signifikant anders als Deutschland. Man kann es näher so beschreiben: Für Japan war „Fukushima“ ein Unfall, ausgelöst durch ein Erdbeben. Was sich in Fukushima ereignete, war zwar ein großer Unfall, aber ein Unfall wie andere. Die Gefahr von Erdbeben gehört zum japanischen Alltag. Sie kommen unangekündigt, und sie sind unvermeidlich. Die Zahl der Todesopfer durch das Erdbeben und den Tsunami war sehr groß, während (bislang!) niemand durch den darauf folgenden Reaktorunfall ums Leben gekommen ist. Nach einem Unfall, groß oder klein, müssen die Schäden beseitigt werden. In der Regel kann alles Übrige bleiben, wie es ist. Immer gilt der Vorsatz, dass man künftig versuchen wird, die Gefahr ähnlicher Unfälle zu vermeiden und das Ausmaß der Schäden durch Vorsorgemaßnahmen zu verringern. Wie bei Autounfällen: Man konstruiert bessere Autos mit mehr Sicherheitsvorkehrungen (airbags etc.), man baut bessere Straßen und führt strengere Verkehrsregeln ein – aber man fährt weiter. Verhindern kann man Unfälle von der Art eines Erdbebens nicht, das wissen Japaner aus mehr als tausendjähriger Erfahrung. Trotzdem bleibt man wohnen, wo die Erde gebebt hat. Wohin sollte man auch gehen? Kaum einer kommt auf den Gedanken, Japan zu verlassen, weil die Erde gebebt hat – und wieder beben wird. Gleiches gilt für den Reaktorunfall.

Ich habe ein wenig in den offiziellen Verlautbarungen der japanischen Regierung und der Energiekonzerne zu den Schadensbegrenzungsmaßnahmen geblättert,

soweit sie auf Englisch verfügbar sind. Offenbar werden viele neue Kommissionen gebildet und lange Berichte verfasst. Über tatsächlich getroffene Rettungsmaßnahmen und erst recht über deren Wirksamkeit erfährt man wenig. Mehr hört man über die Sorge der Verantwortlichen, die eingetretene „Rufschädigung“ (*reputational damage*) zu begrenzen. Beruhigungsversuche. Durch seriöse und besorgte Rhetorik.

Von außen betrachtet, vermitteln diese offiziellen Reaktionen folgenden Eindruck: Man registrierte Unfallschäden. Sie waren zunächst nicht übermäßig groß. Die Schäden aufgrund von Erdbeben und Tsunami waren viel größer als die unmittelbar durch den Reaktorunfall verursachten Schäden. Also, so schloss man wohl, war der Reaktorunfall auch weniger schlimm als der Tsunami. Doch man weiß: Die Gefahren der Folgeschäden des Reaktorunfalls wachsen von Monat zu Monat. Das Kühlwasser, das provisorisch in Tanks gesammelt wird, dringt ins Meer. Die Tanks reichen nicht aus, weder in der Qualität noch in der Quantität noch für die Dauer, für die sie benötigt werden. Wenn sich das radioaktiv belastete Wasser in größeren Mengen in den Ozean ergießt, was nicht nur möglich ist, sondern als Maßnahme bereits vorgeschlagen wurde, würde es in den Nahrungskreislauf der Meeresflora und -fauna gelangen, folglich auch in den Nahrungskreislauf der Menschen; letztlich weltweit und auf unabsehbare Zeit. Ein japanischer Wissenschaftler äußerte kürzlich (in deutschen TV-Nachrichten), dass die größte Gefahr des zwei Jahre zurückliegenden Reaktor-Unfalls in der Zukunft liege. Ein weiteres Erdbeben in derselben Gegend, mit dem in der Tat gerechnet wird, könnte die Reaktorrüine so sehr zerstören, dass das „halbe Land“ radioaktiv verseucht würde. Er sprach von 30 Millionen Menschen die sofort umgesiedelt werden müssten – eine unvorstellbare Aufgabe für ein Land von der Größe Japans!

In Deutschland war der Blick von den ersten Tagen an auf diese Folgen gerichtet. Deutsche „Angst“ wird das hier genannt. Für deutsche Zuschauer war Fukushima kein Unfall, sondern eine Katastrophe [griech.: *kata-strophe* – ein Ereignis, das die jeweilige Ordnung verkehrt, „nach unten wendet“, d.h. nachhaltig zerstört: sei es die Ordnung der Familie, der Gesellschaft oder der Natur]. Katastrophen verursachen Schäden, die irreparabel sind. Galt Tschernobyl 1986 einer erschrockenen und wenig informierten Öffentlichkeit auch in Deutschland noch als ein Reaktor-„Unfall“, durch menschliches Versagen, Unfähigkeit und Korruption verursacht, aber nach Jahrzehnten doch unter Kontrolle gebracht, so wurde

Fukushima anders wahrgenommen: eben als Katastrophe. Es war und ist dieses kollektive Gefühl (über alle politischen Parteigrenzen hinweg), das die Reaktion auf die Ereignisse von Fukushima in Deutschland bestimmte. Dieses Gefühl war und ist so mächtig, dass eine radikale politische Wende unumgänglich wurde. Nicht eine Wende innerhalb der Atompolitik, sondern eine Wende der Energiepolitik. Gefordert wurden nicht bessere Atomkraftwerke mit mehr Sicherheitsvorkehrungen, denn man war sicher, dass man die besten Reaktoren der Welt mit den höchsten Sicherheitstandards bereits hatte. Gefordert wurde eine Energiepolitik ohne Atomkraft. Atomkraftwerke wurden aus dem Konzept der Energieversorgung der Zukunft gestrichen. Radikal, komplett und möglichst bald. Die Entscheidung zum „Ausstieg“ wurde getroffen, ohne dass dessen Kosten geklärt waren oder sind. Es war eine kategorische Entscheidung, bedingungslos. Nur die Modalitäten bleiben zu diskutieren. Die Modalitäten des Ausstiegs sind nach wie vor problematisch: Sie sind technisch kompliziert, wirtschaftlich schwer kalkulierbar und folglich auch politisch heftig umstritten. Zudem markieren sie nur eines von vielen Problemen im Rahmen der gegenwärtigen und einer künftigen Energiepolitik, die – das ist kein Gegenstand der Diskussion mehr – ohne Atomkraft auskommen muss und deshalb auch ohne Atomkraft auskommen wird. Die erstaunten Zeitgenossen erfahren, dass plötzlich vieles denkbar und machbar ist, was bis vor kurzem noch als völlig unrealistisch galt. Rückblickend erweisen sich viele der sog. Sachzwänge, mit denen die Atomlobby und Teile der Politik früher argumentiert haben, als Interessenlagen. Wenn es sein muss, wenn beschlossen ist, dass Dinge anders laufen als bisher, geht es plötzlich auch anders.

II. Das Wesen der Technik. – Kann uns eine Heidegger-Lektüre helfen, diese Differenz zwischen Japan und Deutschland in den Reaktionen auf Fukushima zu verstehen? Ich konzentriere mich der Kürze halber auf den bekannten Vortrag „Die Frage nach der Technik“ von 1955.¹ Hier macht Heidegger auf einen wesentlichen (= „Wesens“-)Unterschied aufmerksam, der zwischen dem Hervorbringen durch Kunst und Handwerk (*téchnee* bzw. und *ars* im antiken und mittelalterlichen Sinn dieser Worte) einerseits und der industriellen Produktion durch modernen Technik andererseits besteht.

¹ Martin Heidegger: „Die Frage nach der Technik“, in: *Die Technik und die Kehre*, opuscula 1, Stuttgart 1962 (91996), 5 – 36. Zitate aus diesem Text werden im Folgenden durch die Angabe der Seitenzahl „()“ belegt.

„Technik“ bezeichnete ursprünglich ein Wissen als Können, d.h. ein auf Herstellen bezogenes Wissen (Aristoteles, *Nik. Ethik* E 1040a; „know-how“), die Fähigkeit und Fertigkeit einzelner Menschen, Dinge „kunstvoll“ herzustellen. So war sie immer Mittel zu bestimmten Zwecken, die der Mensch sich setzt; sie hatte instrumentellen Charakter, eine jeweils gesetzten Zwecken dienende Funktion. In diesem Sinne versteht Heidegger die Technik als eine Weise des „Entbergens“, womit er das griechische Verbum *aleetheúein* (Wahres denken/sagen – ein aristotelisches Kunstwort) übersetzt. Die Technik eröffnet neue Handlungsmöglichkeiten durch Produktion von unmittelbar lebensdienlichen Mitteln: nicht nur der berühmte Löffel des Cusanus, auch unsere alltäglichen Esstättchen sind Produkte dieser Form der Technik (*téchnee/ars*), aber auch Werke der Waffenkunst und der Dichtkunst gehören dazu. Die vormoderne Technik eingebunden in die Lebenswelt der Polis, einer überschaubaren und wechselseitig kontrollierten Gesellschaftsform.

Kulturgeschichtlich betrachtet ist die Technik von Anfang an ein Produkt der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Der Künstler/Handwerker/Techniker wird von seinen Mitbürgern mit allem Notwendigen versorgt, damit er sich auf seine besondere Arbeit konzentrieren kann: Er entwirft einen Plan, analysiert den Arbeitsprozess, besorgt die notwendigen Materialien und blendet weitere Zusammenhänge aus. Er zieht sich in die Werkstatt, später auch ins Labor zurück. – So weit so gut. Doch der Wunsch der Menschen nach besseren Mitteln für immer weiter differenzierte Zwecke führt über Arbeitsteilung zu immer komplexeren Produktionsprozessen. Ich brauche die Entwicklungsgeschichte von den Handwerken und den einfachen mechanischen Künsten bis hin zur modernen Technik hier nicht nachzuzeichnen; das Ergebnis ist bekannt: Mit der Zeit wird das Mittel selbst zum Zweck. Die technische Produktion schafft sich ihre eigenen Lebensformen. Mehr und mehr nimmt sie den Menschen – sowohl den Produzenten (Handwerker, Künstler, Techniker) als auch den Konsumenten – in ihren Dienst, sie instrumentalisiert ihren Herrn, sie instrumentalisiert uns alle.

Ein Hinweis zur Veranschaulichung: Parallele Entwicklungen finden sich in der Wirtschaft. Das Interesse verschiebt sich von den Bedarfs- und Konsumgütern, die man durch Tausch zu erwerben trachtet, wenn man sie nicht selbst produzieren kann, zum Mittel des Tausches, dem Geld, das nicht mehr konsumierbar ist. Geld ist offensichtlich reines Mittel und wird doch erstrebt als ein letzter Zweck.

Ebenso in der Technik (Handwerk/Kunst): das Interesse an Mitteln für die Produktion von Bedarfs- und Konsumgütern verschiebt sich auf das Interesse an den Produktionsmitteln selbst, den Maschinen. In beiden Fällen wird das Mittel, das Möglichkeiten des Konsums eröffnen sollte, zum (Selbst-)Zweck, der eine unabsehbare Fülle von *unbestimmten* anderen Zwecksetzungen möglich macht.

Verstärkend wirkt hier ein weiterer Zusammenhang: Mittel für selbst gesetzte Zwecke sind in den Händen derer, die über sie verfügen, immer auch Machtmittel, nach innen ebenso wie nach außen. Mit entscheidend für die allgemeine technische Entwicklung waren daher immer auch die Entwicklung und Produktion von Waffen. Der „Fortschritt“ der Waffentechnik erwies sich als unaufhaltsam, kein Herrscher und kein Volk konnten sich dem Druck dieser Dynamik entziehen. Wer nicht mitmachte, ging früher oder später unter.

An dieser Stelle setzt Heideggers Nachdenken über das Wesen der modernen Technik ein. Als Selbstzweck wahrgenommen bzw. befolgt und betrieben, gefördert und gefordert, mutiert die Technik von einem dienenden Mittel für den einzelnen Menschen zu einer Herausforderung an die ganze Menschheit. Denn aufgrund des inhärenten Machtanspruchs, der sich auf die Produkte der modernen Technik gründet, wird die besondere Wissensform der Technik als die allein wahre Form des Wissens überhaupt wahrgenommen. Damit aber wird der instrumentelle Horizont der Technik entgrenzt. Die Technik wird grenzenlos, tendenziell absorbiert sie alle anderen Formen des Wissens. Mit Heidegger gesagt: die Technik, ursprünglich eine besondere „Weise des Entbergens“ (12f.)² neben anderen möglichen Weisen wird nun wahrgenommen als die Form des Entbergens (des Wahr-Denkens und Wahr-Sprechens) schlechthin, als der Zugang zur Wahrheit über die Natur der Dinge, auch über die Natur des Menschen. Denn auch der Mensch unterwirft *sich*, genauer das Bild, das er sich von sich selbst macht, den Forderungen der medizinischen Technik. Dass das Flugzeug fliegt, gilt uns als schlagender Beweis dafür, dass die zu diesem Zweck entwickelte Physik wahr ist. (Analoges gilt von der Medizin.) Dass ein Flugzeug manchmal abstürzt, gilt als Ausnahme, als Zufall, als bedauerliches menschliches Versagen, ändert aber nichts an der Wahrheit der Theorie. So diagnostiziert Heidegger den unsre Gegenwart dominierenden – d. h. *unseren* – Blick auf die Welt. Die theo-

² „Im Entbergen gründet jedes Her-vor-bringen“ (12). Technik ist das Hervorbringen von etwas, das nicht auf natürliche Weise („*phýsis*“ als „das-von-sich-her-Aufgehen“), hervorgebracht wird, sondern „in einem anderen“, dem Künstler/Handwerker (11).

retische Weltansicht als der Blick der „modernen“ (technisch orientierten) Naturwissenschaft, stellt die Natur insgesamt (einschl. unserer selbst) als einen berechenbaren Kräftezusammenhang dar. Heidegger betont die praktische Dimension dieses theoretischen Zugriffs auf die Welt noch stärker, wenn er sagt: Der Blick der modernen Naturwissenschaft aus dem entgrenzten Geist der Technik „*stellt der Natur* als einem berechenbaren Kräftezusammenhang *nach*“ (H.v.V.). Die Natur wird vor den Richterstuhl der instrumentellen Vernunft zitiert. Sie wird als „Bestand“ wahrgenommen, als Summe der Gegenstände, der sich in „rechnerisch feststellbarer Weise meldet und als ein System von Informationen bestellbar bleibt“ (22). Die Natur als „Bestand“ ist nicht mehr göttliche Gabe, die wir zu hüten beauftragt sind, vielmehr ist diese Weise Entbergung (d.h. die moderne Form des Wissens aus dem Geist der Technik) „ein Herausfordern, das an die Natur das Ansinnen stellt, Energie zu liefern“ (14).

Nach Heidegger bestimmt also das Wesen der Technik *unser* Denken, „Technik“ ist das Geschick (24) der abendländischen Kultur, unsere Weise des Entbergens (d.h. des Denkens, Sagens und Tuns der Wahrheit), das sich mit der Entwicklung der modernen Technik unserer gesamten Lebensform bemächtigt hat. „Geschick“ würde ich gerne übersetzen mit „Macht der Tradition“ doch das bedürfte weitläufiger Erläuterungen. *Entbergen* („Wahrdenken“) überhaupt ist nach Heidegger das Charakteristikum des Menschen („Immer durchwaltet den Menschen das Geschick der Entbergung.“ (24)). *So* entbergen gehört nicht zum Wesen des Menschen. Diese Unterscheidung bringt die Wende, sie eröffnet die Möglichkeit einer Kehre: Der abendländisch technische Blick auf die Natur, das „Gestell“ als unser Geschick, ist nicht „das Verhängnis eines Zwanges. Denn der Mensch wird gerade erst frei, insofern er in den Bereich des Geschickes [i.e. der Tradition] gehört und so ein Hörender wird, nicht aber ein Höriger“ (24).

Heidegger kann uns lehren, hellhörig zu werden. Hellhörig auf die Gefahr, die in der Entgrenzung der Technik zu einer alle anderen Bereiche dominierenden Lebensform liegt. Entbergen (der Prozess der Wahrheit) ist zugleich der Ort der Freiheit: „Alles Entbergen kommt aus dem Freien, geht ins Freie und bringt ins Freie“ (25). So können wir unsere Freiheit wahrnehmen, andere Weisen des Entbergens zu entdecken bzw. wiederzuentdecken. Heideggers Vorschlag, nicht nur in diesem Aufsatz, ist bekannt: Er empfiehlt eine Rückbesinnung auf den Ursprung der Technik aus der Kunst, insb. aus der Kunst der Dichtung als der *poíeesis* im engeren Sinn. So zeigt gerade der Abgrund, an den uns die Technik

als entgrenzte Weise des Entbergens geführt hat, auch einen Ausweg: Hier lässt Heidegger den Dichter sprechen: „Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch.“ (28)³

Doch zurück zur Atomtechnik: Der Künstler oder Handwerker oder Techniker, insofern er noch eingebunden ist in die Gemeinschaft seiner Abnehmer, darf aus eigenem Interesse heraus das Ganze nicht aus den Augen verlieren. Gleiches gilt für den Kaufmann, der in einem überschaubaren Markt agiert. Die Quantität macht den Unterschied. In „globalen“ Produktionsprozessen und „globalen“ Märkten verlieren die Produzenten den Blick auf die Folgen ihrer Handlungen, sie verlieren den Überblick, den Blick auf das Ganze.

Das gilt nicht nur für den globalen (genauer: den nicht mehr überschaubaren) Produktionsprozess bzw. Markt, sondern auch für die fortschreitende Technik selbst, intern. Von exemplarischer Bedeutung für diese Situation des Denkens scheint uns die Atomtechnik zu sein. (1) der analysierende und isolierende Blick des Wissenschaftler-Technikers fragt: Wie finde ich, und wie entbinde ich die in den Atomkernen gespeicherte Energie, und wie transformiere ich sie dosiert z.B. in elektrischen Strom? (2) Andere Fragen kümmern ihn nicht. Nicht einmal die Endlagerung des Abfalls ist sein Thema. Ebenso wenig mögliche Unfälle oder möglicher Missbrauch seiner Produkte. Solche Dinge sind die Sache anderer. Diese Art von professioneller Konzentration ist eine Folge der durch die Technik erzwungenen Arbeitsteilung. Jeder ist nur für seinen Teilprozess zuständig. Dieser Teil wird immer kleiner, der Überblick über das Ganze, die Aufmerksamkeit auf mögliche Folgen geht verloren.

Mit dem Fortschritt werden die Möglichkeiten immer größer (*potentia, potestas*). Die Macht wächst ins Unermessliche. Von den Griechen ist für diese Maßlosigkeit der Macht ein einfaches mythisches Bild überliefert. König Midas hatte die Fähigkeit erlangt, dass sich alles, was er berührte, in Gold verwandelte. Über Nacht wurde er reich und glücklich. Doch an den Folgen dieses Glücks musste er verhungern und verdursten, denn er hatte die Grundlagen des eigenen Lebens zerstört, er hatte Brot und Wasser ungenießbar gemacht, indem er sie vergoldete. Das Maß war verloren gegangen, die Balance, das Gleichgewicht, die Ordnung (*kósmos*) zerstört.

³ Friedrich Hölderlin, *Patmos*

Im Licht dieses Mythos sieht die Öffentlichkeit in Deutschland die Kernschmelze in Fukushima. Ein Atom-Unfall ist kein Auto-Unfall, er ist nicht einmal vergleichbar mit den Schäden, die ein Tsunami anrichtet. Bei Unfällen aller Art ist der Schaden punktuell. Er kann sehr groß und für die Betroffenen sehr schmerzlich sein, aber er ist räumlich und zeitlich begrenzt. Anders bei einem Atomunfall. Seine räumliche und zeitliche Erstreckung ist unabsehbar. Er wächst auch nach dem Ereignis. Der Schaden begann in Fukushima, es besteht die Gefahr, wie gesagt, dass er über die Ozeane das gesamte Ökosystem des Planeten erfasst.

„Wo Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch“ lässt Heidegger den Dichter sprechen. Rettung kann nur von einem anderen Denken kommen. Das ist es, was Heidegger mit der Kunst anspricht. Kunst ist auch eine Weise des Wahrdenkens und -sagens, sie weist unbegangene Wege. Spielerisch zeigt sie die Freiheit des Denkens. – Was wir als Katastrophe erfahren, fordert uns zum Umdenken auf. Es verschiebt die Frage von ‚Was können wir?‘ (z.B.: Können wir sichere Atomkraftwerke bauen?) zu der anderen Frage ‚Was wollen wir?‘ Die technische Sicht der Dinge ist nicht falsch, aber sie ist nicht die ganze Wahrheit, denn sie ist nicht die einzig mögliche Sicht. Es gehört wesentlich zur Technik, dass sie neue Risiken schafft. Durch technische Verbesserungen können wir die Risiken verringern, ausschließen können wir sie nie. Letzteres behauptet auch kein Techniker. Alle wissen zudem, dass jede neue Möglichkeit zum Guten und zum Bösen verwendet werden kann. Daher stellt sich jetzt die Frage neu und anders. Es ist nicht mehr die Frage nach den technischen Möglichkeiten, sondern die Frage nach den verbleibenden Risiken. Welches Risiko sind wir bereit einzugehen, um die Vorzüge einer bestimmten Technik genießen zu können?

In einem letzten Abschnitt möchte ich einige Fragen der Verantwortung streifen – Verantwortung von wem? vor wem? wofür? Beantworten kann ich diese Fragen nicht.

III. (Verantwortung.)

Deutschland. – [In Deutschland hat man sich zweimal genötigt gesehen und diese Nötigung angenommen, aus politischen Katastrophen gewinnbringende Konsequenzen zu ziehen – durch *Umdenken* und durch *Verzicht*: 1806 (bis 1815) und 1945 (bis heute). Aus diesen historischen Erfahrungen nehme ich mir die Freiheit, Fragen der historischen Verantwortung überhaupt zu stellen.]

Früh erkannte Heidegger die Gefahr, die in der hemmungslosen und weltweit forcierten Entwicklung der Technik seiner Zeit lag. Doch die Begeisterung in der Öffentlichkeit für die segensreichen Wirkungen der Atomkraft war groß – trotz seiner und anderer warnender Stimmen. Dann kam Tschernobyl, für Deutschland liegt das gewissenmaßen vor der Haustür. Noch einmal gelang es, dieses Ereignis als einen Unfall zu interpretieren, der „dort“ (in der Sowjetunion) zu erwarten war, sich aber „bei uns“ niemals wiederholen könne. So versuchten die Autoritäten, uns zu beruhigen. Die Öffentlichkeit glaubte ihnen, und mehrheitlich ging man bald zur alten Tagesordnung zurück. Aber nun folgte Fukushima, 26 Jahre später, und zwar in Japan, dem Hort der Spitzentechnik! Jetzt schlug die Warnung Heideggers durch. Von unten. Die Argumente hatten sich nicht verändert, aber man glaubte den Versicherungen und Beruhigungsversuchen der Autoritäten nicht mehr. Demokratische Herrschaft musste diese neue Stimmung aufgreifen, oder die sie tragenden Kräfte wären bald nicht mehr an der Herrschaft.

Japan. – Hier herrschte und herrscht bis heute ein starker, traditionell tief verankerter Autoritätsglaube. Seine seinsgeschichtliche Dominanz war bis vor kurzer Zeit ungebrochen. Das Vertrauen auf die Autoritäten hatte, wenn ich das richtig wahrnehme, sogar die Niederlage von 1945 überlebt. Denn diese Katastrophe war von außen über das Land hereingebrochen. Der Unfall in Fukushima hat an diesem Vertrauen zunächst nichts geändert – das war es, was viele Beobachter im Ausland so sehr erstaunte. Erst die späten, langsamen und zögerlichen Enthüllungen über Profitinteressen und Korruption, Inkompetenz und Lügen haben offenbar auch bei vielen Japanern das Vertrauen in die Obrigkeit (den Autoritätsglauben) ernsthaft ins Wanken gebracht. Inzwischen zeigt sich das Misstrauen auch öffentlich. Ob hier aber ein nachhaltiges Umdenken beginnt, wird erst die Zukunft zeigen.

Ich wollte zum Schluss über Verantwortung sprechen. *Wer trägt Verantwortung vor wem, für wen und für was?* Doch ich musste schnell einsehen, dass das ein völlig neues, umfassendes und sehr schwieriges Thema wäre, das ich hier und heute nicht behandeln kann.

Stattdessen möchte ich nur mit Dankbarkeit und Respekt daran erinnern, dass sich in der älteren japanischen Tradition, die noch nicht vom europäischen Geist der Technik infiltriert war und erst recht noch nicht von ihm dominiert wurde, wie wir das heute erleben, alternative Denkmodelle zur modernen Technik finden.

Sie sind es, um derentwillen viele Europäer – wie auch ich – nach Japan kommen, um diese anderen Quellen des Denkens für sich zu entdecken und aus ihnen zu lernen. Vielleicht könnte eine Rückbesinnung auf alte japanische Denk- und Lebensformen auch in den Grundfragen der gegenwärtigen japanischen Atompolitik wertvolle Anstöße für eine kritische Reflexion des kollektiven blinden Vertrauens in die Segnungen der (Atom-)Technik geben. Schintoistische Ehrfurcht gegenüber der Natur und ihren jahreszeitlichen Rhythmen, eine buddhistische Ethik des Selbstlosigkeit und des Mitgefühls für alle Menschen und ein konfuzianisches Ordnungsdenken, das den Ausgleich widerstreitender Kräfte von Gesellschaft und Natur in einer kosmischen Ordnung sucht (ähnlich dem Geviert bei Heidegger) – diese wenigen Andeutungen evozieren ganze Schatzhäuser reicher gelebter Traditionen. Vor ihrem Hintergrund hätte eine einseitig an nationalen Wirtschaftsinteressen orientierte Atompolitik keine Chance mehr.

Ein Hinweis auf diese alten Denk- und Lebensformen beantwortet aber nicht die Gegenfrage: Ist erfolgreiche Politik auf der Basis von Verzicht möglich, oder gibt es erfolgreiche Politik nur auf der Grundlage von Stärke, wie es die historische Dynamik der Waffentechnik augenscheinlich lehrt? Erlauben Sie dazu ein kurzes persönliches Schlusswort: Solange unsere Staaten *Außenpolitik* betreiben, folgen sie notgedrungen dem Menschen- und Geschichtsbild von Thomas Hobbes, der feststellt, dass zwischen souveränen Staaten letztlich allein das Recht des Stärkeren zählt. Erst wenn sich die Außenpolitik der Staaten im Bewusstsein einer Mehrheit der Menschen in aller Welt zu einer *Weltinnenpolitik* wandelt – was ohne Einheitsstaat, ohne kulturelle Gleichschaltung, ohne eine Globalisierung der Lebensformen denkbar und möglich sein sollte –, dann könnte sich das ändern. Es wäre dies eine Politik, die auch die fremd anmutenden Interessen der jeweils anderen Völker und Staaten als berechtigt anzuerkennen und ernst zu nehmen bereit ist; was ohne Verzicht auf ein Maximum an (nationalem) Eigennutz nicht möglich ist.